

Nr. 291. Bromberg, den 21. Dezember. 1934

Die verliebte Winterfrische

von Gabriele von Sazenhofen.

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Kurz nach 8 Uhr schrie der Mauritius bildungslos durch die Zimmertür Nummer 5: „Zum Essen solln S' kema!", obwohl ihm aufgetragen wurde: „Die Herren lassen höflich zu Tisch bitten."

Leni wäre am liebsten obengeblieben, traute sich aber doch nicht, darum zu ersuchen, auf dem Zimmer essen zu können. Es war ja hier alles so anders als in jeder normalen Fremdenpension. Sie warf noch einen verzweifelten Blick in den goldgerandeten Stehspiegel und zog klagend die Augenbrauen zusammen. Entsetzlich! Der Pullower war zwar sehr männlich in Form und Musterung und wohl zu weit, aber das war nicht das Ärgste. Das Ärgste waren die Hosen. Sie endeten clownartig bei ihr erst unten in der Nähe der Fußgelenke. Von den langen, teilweise mit Papier ausgestopften, allerdings wunderschön glänzenden Schuhen gar nicht zu reden. Sie genierte sich wirklich, so hinunterzugehen, hatschte aber dann doch in tiefsten Minderwertigkeitsgefühlen, vorsichtig, um die Schuhe nicht zu verlieren, über die Treppe in die Halle.

Da kam Steff aus einer Tür und öffnete ihr ritterlich eine andere in ein kleines Eßzimmer.

Sie hielt den Kopf etwas geneigt und riskierte keinen Blick. Als sie eintrat, kam auch der Kapitän gleich freundlich auf sie zu. Er war fest entschlossen, diesen Zufallsgast an seinem 17. — er war, wie alle Seeleute, abergläubisch — nicht mehr auszulassen.

„Na sehen Sie! Es geht alles! Das ist doch besser als krank werden!"

Und Leni lächelte zustimmend, hilflos und atmete erst auf, als man zu Tisch sitzen konnte. So war man doch teilweise wenigstens verdeckt.

Die beiden Herren hatten sich den Tisch heute selber sorgfältig hergerichtet, wobei sich eine kleine Meinungsverschiedenheit wegen der Sitzordnung flüchtig ergab.

Leni gegenüber war noch ein Stuhl mit einigen Kissen leer. Aber als der Xandi zur Tür hereinsprang, waren beide über ihr gegenseitiges Vorhandensein doch sehr überrascht.

„Mein kleiner Sohn!" erklärte der Kapitän und gab dabei seinem runden Hinterkopf einen leichten Schubs. „Wie grüßt man?!"

Und der Xandi stieß schweigend sein molliges Kinn zweimal auf die Brust herunter. Leni zog ihn mit einem Arm freundlich an sich. Aber er hielt sich steif und reserviert zurückgelehnt und sah sie groß an.

„Wir haben nur ein ganz einfaches Abendessen!" entschuldigte sich Steff und reichte ihr die Schüssel.

„Ja!" bekräftigte auch der Kapitän. „Das ist sonst ganz anders! Unser Personal ist leider noch nicht vollzählig."

Leni beteuerte aber, daß sie nichts lieber hätte als Gulasch, und war ein lieber, bescheidener Gast, sehr froh, heute nacht nicht irgendwo draußen erfroren zu sein.

„Den Glühwein, sehen Sie, den müssen Sie ganz allein trinken."

Sie lachte. „Aber das kann ich doch nicht!"

„Ja, kommen Sie nur!"

Leni schob dem Kapitän ihr Glas zu und hatte dabei auf der anderen Seite das Gefühl von intensiven Augen. Es machte beinahe ein leichtes Herzklopfen. Aber in diesem traurigen Aufzug war ja für sie nicht an den entferntesten Flirt zu denken. Nicht den flüchtigsten Blick konnte man sich in diesem Aufzug leisten. So wischte sie nur mit einer unruhigen Bewegung und dem Aufblitzen eines Rubins an der kleinen Hand in dem überlangen Ärmel an dieser gefährdeten Seite links die feuchten Schläfenhaare seufzend zurück.

Auch der kleine Xandi sah sie aufmerksam und unverwandt an. Sie lächelte ihm manchmal entgegen. Aber das Kindergesicht blieb ernst und nachdenklich. Er hielt dabei oft noch lange den Mund mit der vollen Gabel selbstvergessen offen, daß sie nur etwas an seinen unteren Mausezähnen klirrte und der Papa ihm einen strafenden Blick zuwarf. Die Fremde war ihm ein tiefes, sehr zu studierendes Problem. So glatt und sein rosa auf den Wangen war sonst nur sein Papierengel. Der Papa hatte kleine Ritzeln in der Haut, und der Onkel Steff war so bräunlich. Er zog einen zitternden Seufzer durch die Brust. Mit dem Scharfsinn eines Detektivs fiel ihm plötzlich etwas Bekanntes auf. Er öffnete aufgeregt eifrig ein paarmal den Mund, bevor er es in einer kleinen Gesprächspause endlich, ganz vorgelehnt, hinüberschreien konnte:

„Du hast ja das Jackerl vom Onkel Steff an! Jetzt weiß ich's! Du hast ja Ringerl in den Ohren! Da bist du doch ein Mädel!" Er verstummte betreten, weil alles laut über ihn lachte.

„Du bist ein gescheiter Bengel!" lobte der Kapitän, ausnahmsweise selbst einmal mit seinem Sohn sehr zufrieden. „Aber jetzt geh schlafen! Empfiehl dich!"

Da kam er langsam um den Tisch herum, und als er ganz nah vor ihr stand, erfaßte ihn plötzlich eine überquellende Sympathie. „Ich kann dir auch etwas borgen!" versicherte er eifrig.

Leni schob sanft und zärtlich den Haarspitz auf seiner Stirne hin und her. „Ja! Wenn ich wieder etwas brauche! Dann komm ich zu dir, mein Schätzle!"

Xandi machte beim Ausziehen im Kinderzimmer keine lange Konversation mehr mit dem Mauritius wie sonst. Er war ganz von wichtigen Gefühlen durchdrungen. „Schätzle" war ein komisches Wort. Kosenamen kannte er nicht. Aber es war in seiner kleinen Brust eine große Sache, diese plötzliche Freundschaft. Morgen würde er ihr gleich die Zigarettenschachtel schenken, die wunderschöne mit dem Bild von den Kamelen und Türken drin.

Der Kapitän führte indessen hauptsächlich mit Leni das Gespräch. Wobei er sie allerdings meist nur belehrte. „Ich gebe Ihnen einen guten Rat! Nehmen Sie sich nächstens auf

so eine Partie einen Kompaß mit. Eine Frau hat doch bekanntlich nicht den geringsten Orientierungssinn!"

„Ich für meine Person bin recht froh, daß sie keinen gehabt hat!" lachte Steff mit deutlicher Angriffslust. „Sonst wäre sie nicht hier!"

„Das würde ich selbstverständlich auch bedauern!" gab der Kapitän mit etwas berechnenderen Gefühlen als sein Bruder zu.

„Aber Sie trinken ja gar nichts! Trinken Sie doch! Das ist ein glänzendes Vorbeugungsmittel! Sie können meiner Erfahrung trauen! Nur nicht zimperlich!"

Da trank sie halt doch unter seinem wohlgemeinten Terror auch noch das zweite Glas mit kleinen langsamen Schlucken, um es endlich hinunterzukriegen.

„Wir Seeleute geben gewöhnlich noch kräftig Rum hinein. Aber Ihnen wäre es dann doch vielleicht zu stark geworden."

„So . . .", sagte Leni gedehnt und bewundernd, „da trinkt man das noch stärker?" Es ging über ihre Vorstellungskraft. So etwas Pikfüßes und zugleich nach unbestimmbaren Gewürzen Brennendes wie die Hölle war ihr in flüssigem Zustand noch nie begegnet. Es muß schon ein ganz besonderes, überseeisches Rezept sein gegen Erkältung, die Tränen konnten einem beinahe dabei kommen.

Leni zog durch halbgeöffnete Lippen immer wieder kühlenden Atem ein, während der Mauritius, der Mixer, unschuldsvoll, mit breitaufgestemmten Ellbogen, am Küchentisch draußen in einem Gebetbuch las. Bedächtig und mit besonderer Aufmerksamkeit hatte er aus dem Gewürzschränkchen in den kochenden Rotwein von allem dazugegeben. Paprika, Mutterblätter, Wacholder, Zimt, Nelken, Pfeffer, Muskat und Lorbeer. Was er so vorsichtig zwischen seine derben Finger bekam, war nicht zu wenig. Und da schon alles bei Tisch war, hatte er das Getränk gleich unkontrolliert hineingetragen.

Die Unterhaltung wurde inzwischen immer lebhafter und angeregter, wobei die laute Stimme des Kapitäns meist vorherrschte. Er erzählte von seinen Reisen und Abenteuern, und Steff schälte dem reizenden Gast galant eine Orange, während Leni fühlte, wie stark ihr der Wein schon zu Kopf gestiegen war.

„Nein, nein, bitte..." wehrte sie sich ängstlich flehend. „Ich kann unmöglich mehr!" und deckte ihr Glas mit der Hand.

„So laß sie doch, Franz! Wir Männer haben da einen anderen Maßstab!"

„Was verstehst denn du von Frauen, Steff?"

„Na!" sagte dieser mit einem geheimnisvoll schönen Lächeln aufblitzender Zähne. „Das käm erst darauf an!"

Und Leni wurde rot. Sie hörte den Kapitän schon mit sehr abgedämpfter Aufmerksamkeit von China und Japan erzählen und wehrte sich, allmählich ganz still werdend, mit damenhaftem Anstand gegen einen schweren Schwips. Ihre Augen begannen schmal und träumend zu glänzen, und einmal, als Steff sie wieder lange von der Seite ansah, wandte sie sich ihm jetzt ganz ohne Bedenken zu mit einem schnellen, heißen Blick. Plötzlich aber legte sie, schwach werdend, den Kopf auf ihren gebogenen Arm am Tisch nieder und seufzte: „Ich bin so müd!"

Die Herren sahen sich an. „Das ist das wenigste! Schaden kann ihr das nicht!" verteidigte sich der Kapitän murmelnd, und dann etwas lauter: „Wir wollen Sie nicht aufhalten, wenn Sie schlafen gehen wollen!"

Da richtete sie sich auf und nahm sich noch einmal sehr zusammen. „Nicht aufdrehen!" bat Leni, als Steff oben am Gang nach dem Schalter griff. „Es ist hell genug!" Das große Fenster am Ende gab einen filmartig auf dem Teppichläufer blaßvordringenden Schein.

„Sie Arme! Es geht sich ja elend schlecht in diesen Schuhen!" bedauerte Steff. „Ich möchte Sie tragen, wenn Sie es erlaubten!"

Sie schüttelte still den Kopf.

„Gute Nacht also!" sagte er leise, eindrucksvoll. „Und merken Sie sich, was Sie träumen. Was man die erste Nacht in einem fremden Hause träumt, das geht in Erfüllung!"

Leni lächelte, nicht mehr ganz aufnahmefähig. „Ebenfalls!" Aber dann rief sie ihm doch noch nach. „Ich . . . danke . . . sehr für . . . alles!"

Da wandte sich Steff in einiger Entfernung nochmals mit einer ritterlichen Verbeugung gegen sie. „Nicht daß ich wüßte!"

„Siehst du", sagte der Kapitän dann unten im Eßzimmer und räumte die Aschenbecher auf ein Nebentischchen hinüber, „wie recht ich hatte! Am 17. haben wir also eröffnet! Man muß im Leben immer nur alles energisch anpacken und ernstlich wollen!"

Steff sah gedankenvoll vor sich hin. „Ja wirklich! Sie hat fabelhafte Augen!"

Leni war todmüd und erschöpft wie erlöst in das weiche Federbett gefallen und zog die geblümte Daunendecke, die leicht nach Kampfer roch, herauf. Durch schon halb träumende Augenspalten sah sie noch die zwei schneehellen Fenster und blauen Vierecke am Parkettboden liegen und mühte sich, beim Ofen dort die komische Gestalt noch als etwas Natürliches zu erklären, ohne daß es ihr mehr gelang. Es war der Skianzug, den der Mauritius dort zum Trocknen befestigt hatte und der jetzt dünn und überlebensgroß im Mondlicht hing.

Da kam auf einmal wieder lauter Schnee. Sie rannte atemlos, ängstlich gehetzt, mit Herzklopfen vor einer Lawine her, warf ein paarmal seufzend den Kopf auf den Kissen herum und lief und lief verzweifelt. Aber da hielten sie schon Arme auf und schlossen sich schützend über ihr.

„Ich werde Sie tragen . . ."

Sie lächelte im Traum. Einmal nur wurde sie wieder schreckhaft wach und richtete sich horchend auf. Im Zimmer war ein Rumoren, und eine hohle Stimme hatte gesprochen. „Es ist doch jemand hier", dachte sie jetzt ganz fest, war aber zu müd und zu schwach, um etwas dagegen zu unternehmen. Dann ließ sie sich wieder umfallen, fühlte noch dunkel körperliche Gefährdung und schlief weiter, traumloser, tiefer und tiefer.

In Wirklichkeit war es nur der Mauritius, der um ½6 Uhr draußen im Kamin Feuer machte und vor dem Ofen ein tadelndes Zwiegespräch mit nassen Zündhölzern hielt.

Der neue Tag kam mit einem sanften grauen Licht. Nach dieser wildtreibenden Schneenacht gestern lag die Gegend bis ins Tal jetzt wellig verweht.

Leni saß mit kindlich vorfallenden Locken auf ihrem Bettrand und dachte nach. Keine Seife, kein Zahnbürstel, nicht einmal einen Kamm . . . und dazu heute doch irgendwie schön sein wollen. Der Skianzug war getrocknet, Gott sei Dank. Aber ihre Schuhe standen auf der Schwelle. So mußte sie läuten.

Nach einiger Zeit rief der Mauritius durch die Türe: „Wos woiln S' denn?"

„Kann ich meine Schuhe haben?"

„Schaun S' a bisserl hintarn Ofen, do stengen s' eh scho seit gestern auf d' Nacht, wieda olsa putzta!"

„Ach ja. Danke schön!"

Am Waschtisch stand ein großer bauchiger Krug mit Goldrand. Er war leer. Aber an der Glocke fand Leni, mit Reißnägeln befestigt, die Anleitung zur Erlangung des gewünschten Personals. Gestern hatte sie niemanden mehr gesehen. Aber es war Sonntag und Ausgang wahrscheinlich.

„Hausknecht . . . einmal, Zimmermädchen . . . zweimal, in die Küche . . . dreimal."

So würde sie jetzt wenigstens einem weiblichen Wesen ihre kleinen Toilettewünsche auftragen können. Sie läutete zweimal. Und als sich draußen etwas rührte, tappte sie, mit dem Krug in der Hand, in Strümpfen zur Tür und öffnete.

Aber es kam niemand. Der Mauritius hatte nur flüchtig etwas Lichtes im Spiegel gesehen und wartete dezent mit abgewandtem Kopf: „Machen S' zua! 's geht Ihna nur kalt eina!"

„Ach so! Sie sind es!" seufzte Leni und ließ die Tür nur so weit offen, als der bauchige Krug mit ihrem Arm es notwendig machte. „Bitte, kann ich Wasser haben?"

„Lassen S' den Krug nur stehn!" riet er ihr in seinem gleichmäßig sanften Tonfall, „sunst haun S' ihn leicht z'samm! I bring Ihna glei an Kübel auffa!"

„Ja! Aber bitte, können Sie mir nicht das Mädchen schicken, das die Zimmer aufräumt?"

„Dös bin i a!"

„So! Auch?" staunte Leni, leise und betroffen.

„Woas hättn S' denn mögen?"

„Ich hätte Seife gebraucht und einen Kamm!"

„Dös liaß i Ihna scho!" beruhigte er sie.

Leni hatte sich inzwischen abwartend auf einen Sessel neben dem Ofen gesetzt. Es war eine Morgentoilette mit Hindernissen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Kindertagen des Weihnachtsbaums.

Die Entstehung der schönsten deutschen Sitte.

Den wenigsten Menschen dürfte es bekannt sein, daß die schöne deutsche Sitte, zum Weihnachtsfest einen Tannenbaum zu schmücken, auf kein allzu hohes Alter zurückblickt. Freilich lassen sich Spuren von einer festlichen Verwendung der Tannen schon bei den Germanen nachweisen. Damals pflegten unsere Vorfahren bei dem Feste der Göttin Berchta, in den heiligen zwölf Nächten, Tannenbäume vor ihr Haus zu stellen, während der Eingang selbst mit Tannenzweigen geschmückt wurde. Doch ist nichts davon bekannt, daß man die Bäume selbst damals irgendwie mit Schmuck behängt hätte.

Der bunte, geschmückte Weihnachtsbaum stammt vielmehr aus Indien. Hier kannte man frühzeitig schon den sogenannten Wunschbaum. An einem Heiligtum Buddhas, dem Stupa zu Babut, findet sich ein reiches Ornament, das den indischen Wunderbaum zeigt und dessen Alter auf über 2000 Jahre geschätzt wird. Man sieht hier in den Zweigen des Baumes allerlei schöne Dinge hängen, die die Menschen früherer Zeiten sich eben wünschten: Schmuck und Ketten aller Art, Glocken, Früchte usw. Dieser Wunschbaum wird auch in verschiedenen indischen Texten erwähnt. Im Jahre 1503 erblickte ein italienischer Edelmann erstmalig am 25. Dezember in einem indischen Tempel Bäume, die mit brennenden Kerzen geschmückt waren. Dieser Italiener, Luigi de Barthema, gab später seine Reisebeschreibungen heraus, in denen ein derartiger Lichterbaum auf einem Holzschnitt zu sehen war.

Die Annahme, daß die Sitte des brennenden Tannenbaums aus dem Christentum heraus entstanden sei, ist also irrig. Gerade die frühen Christengemeinden pflegten dem Weihnachtsfest keinerlei Feierlichkeiten und Gebräuche außer den rein kirchlichen zu widmen. Sie begingen an diesem Tage die Wiederkehr des Tages der Geburt Christi und waren von der heiligen Bedeutung des Tages so erfüllt, daß sie auf jegliches weltliches Feiern daneben verzichteten. Erst mit dem Einzug der Reformation wurde der brennende Lichterbaum zum Symbol des Weihnachtsfestes. Es ist dabei besonders interessant, daß die Katholiken diesen Brauch erst späterhin von den Protestanten übernahmen. Denn in der ersten Zeit dieser aufkommenden Sitte wandten sich die katholischen Geistlichen sehr scharf dagegen. Sie predigten gegen die „Unsitte des brennenden Baums", der als Abgötterei und der Bedeutung des Festes unwürdig bezeichnet wurde.

Geschichtlich nachweisbar ist der Tannenbaum in Deutschland erst im 16. Jahrhundert, und zwar zuerst im Unterelsaß. So sind in den Archiven der Stadt Schlettstadt Rechnungen erhalten, die den Ankauf von Weihnachtsbäumen durch die Stadt belegen. Daneben schreibt ein unbekannter Verfasser im Jahre 1604 in einem deutsch geschriebenen Buche mit dem lateinischen Titel „Memorabilia quaedam Argentorati observata": „auff Weihenachten richtet man Dannenbäum zu Strasburg in den Stuben auff, daran bemerket man rossen (Rosen) auß vielfarbigem papier geschnitten, Äpfel, Oblaten, Zischgold, Zucker" usw. Im 18. Jahrhundert tauchen dann die Weihnachtsbäume häufiger auf. 1760 berichtet der Dichter Jung-Stilling von einem „hell erleuchteten Lebensbaum mit vergoldeten Nüssen". Bekannt ist, daß Goethe 1765 in Leipzig bei dem Kupferstecher Stock Weihnachten feierte, wo nach seiner Schilderung auf dem Gabentisch der brennende Lichterbaum stand. Um die Jahrhundertwende tauchen dann die Weihnachtsbäume in den verschiedensten deutschen Städten auf, in Zittau, Hamburg, Dresden und Danzig hielten sie ihren Einzug.

Als die Christbäume zunächst einmal „Mode" wurden, waren natürlich auch allerlei Auswüchse zu verzeichnen. So konnte man längere Zeit hindurch vollständig fertig geputzte Bäume für viel Geld erwerben, und es galt als besonders vornehm, den fertigen Baum gleich ins Haus liefern zu lassen. Aus der Notwendigkeit zu sparen entstand die Sitte, den Baum selbst zu schmücken, weil er sich auf diese Weise natürlich viel billiger stellte. Und erst allmählich kam man mehr und mehr zu der Überzeugung, daß gerade der selbstgeputzte Weihnachtsbaum einen besonderen Zauber und eine persönliche Note besitze.

Heute möchten wir den Weihnachtsbaum nicht mehr entbehren. Er gibt dem Weihnachtsabend seinen warmen, verklärenden Schimmer und breitet seine grünen Zweige über die Krippe mit dem Christkind. — tz.

Weihnachten 1815.

Von Lothar P. Manhold.

Im Dezember des Jahres 1815 war über die Fischer eines Dünendörfchens nahe bei Danzig ein großes Unglück gekommen; eines Nachts hatte die See die Düne durchbrochen, eben an der Stelle, wo die Boote gelegen hatten. Im Nu hatte die Flut die rinnenden Sandmassen geschlürft, sie wirbelte Netzstangen, Boote, Wasserkästen, Ruder und Leinen in einem schaumigen Strudel herum, und dann schwamm alles fort und hinein in die tosende Finsternis. Als die Fischer gelaufen kamen, da war schon alles geschehen, und einer nach dem andern kehrte sich ab und ging still ins Dorf zurück. Alle mußten an der kleinen Kirche vorbei, der Pfarrer, ein alter eisgrauer Mann, hatte drinnen die Lichter anzünden lassen, als er vom Unglück gehört hatte, er stand vor der Kirche und rief die Leute herein; die aber schüttelten die Köpfe und gingen vorbei und ließen ihn stehen.

Es wurde Tag und Abend und wiederum Tag, die See wurde stille und zog sich zurück, auf dem wieder emportauchenden Strand ließ sie den Unrat ihrer Tiefe, Gerippe und Totes, zurück.

Wohl wurde am goldenen Sonntag in den Kirchen Danzigs für die armen Fischer in die Klingelbeutel gesammelt, die guten Gaben wurden auch dankbar angenommen, aber sie trieben die Sorgen doch nicht raus, denn das Gesammelte reichte ja nur zum Essen und Trinken für ein oder zwei Wochen.

Da klopfte am Heiligen Abend ein Mann im Dorf an die Türen der dunkeln Häuschen; er rief aus jedem den Hausvater heraus und erzählte, indem sein Spitz mit klopfendem Schweif und gerollter Zunge neben ihm saß und auch zuhörte, daß die verlorenen Boote, sechs an der Zahl, von der See in Hela angetrieben und geborgen wären. Wie der Mann mit seinem Hündchen von Haus zu Haus ging und mit den Fischern sprach, wurden hinter ihm auf seinem Weg von Tür zu Tür in den Trauerstuben die Lämpchen angesteckt. Alle Männer kamen heraus, einer rief's dem anderen zu; die Mütter und Mädchen, schon im Auskleiden begriffen, nestelten Mieder und Leibchen zu und gesellten sich, munter schwatzend, zu den Männern; die Kinder sogar huschten aus ihren Betten, kamen barfuß an die Haustüren geschlichen und spitzten die Ohren.

Es war ein Brausen, ein Summen und Durcheinanderwuseln im solang toten Dorf, wie in einem schwärmenden Bienenvolk. Und wie von selbst setzten sich alle in Bewegung und gingen im Zug zur Kirche. Hinter den farbigen Scheiben schimmerte ein einziges armseliges Lichtlein; der alte Pfarrer stand im wehenden Talar und mit zerzaustem weißen Haar vor der Tür und gab allen, die kamen, die Hand— und die Männer und Frauen wandten sich alle ab, wenn sie an ihm vorüberkamen, denn keiner wollte zeigen, daß ihm die Augen voller Tränen standen.

Männer und Frauen setzten sich in das Gestühl und manch ein Alter stützte die weiße, versorgte Stirn auf das schmale Pult, worauf die Gesangbücher standen. Das einsame Licht auf dem Altar züngelte im Luftzug und gab nur wenig Schein, und spinnwebfeine Schatten huschten wie Geister über die grauen Wände. Nun trat der Pfarrer vor den Altar hin, die Gemeinde erhob sich und sang die Worte der Lithurgie; als sie geendet hatten, setzten sich alle zurecht, um die Weihnachtspredigt anzuhören, ganz still war es in der Kirche, nur ein Atmen war zu hören — und als eine Weile so vergangen war, und alle sich wunderten, daß nichts geschah, da wurden mit einem Male Schritte hörbar, die Gemeinde wandte sich um danach, und da sahen sie den Fremden, der in jeder Hand eine große grüne Fichte trug. Verwundert schauten ihm alle nach. Er ging zum Altar, und siehe da! er richtete die Bäume auf und sie standen. Es waren aber lauter Lichter auf den Bäumen; der Küster kam mit seinem langen Stab, der Fremde nahm ihm den ab und zündete selber an; ein Lichtlein ums andere schlug nun sein Auge auf, immer heller wurde es in der kleinen Kirche,

und wie nun alle Flämmchen auf den beiden Bäumen brannten, da drehte sich der Fremde um und sagte schüchtern: „Euch ist heute der Heiland geboren, und die“ — er wies auf die beiden Bäume, „nehmet zu einem Zeichen.“ Danach ging er auf den Zehenspitzen nach hinten und setzte sich still in einen Winkel.

Alle waren aufgestanden, nicht einer, der saß, und in hundert staunenden Augen spiegelten sich die beiden goldenen Bäume. Eine Frau fing an mit zitternder Stimme zu singen:

> Dies ist die Nacht, da mir erschienen,
> des großen Gottes Freundlichkeit...

Und nach den ersten Worten stimmte die Gemeinde mit ein und alle sangen:

> Das Kind, dem alle Engel dienen,
> bringt Licht in meine Dunkelheit,
> und dieses Welt- und Himmelslicht
> weicht hunderttausend Sonnen nicht.

Vorweihnachtliche Volksbräuche.

Vom Andreastag zum Heiligen Abend. — Heidnisches und Christliches im Volksbrauch. — Liebesorakel und Aberglauben.

Alle Zeiten des Jahres hat die Phantasie des Volkes mit einem Kranz von seltsamen Vorstellungen und Gebräuchen durchwirkt, der immer dichter wird, je näher die Tage einem Hochfeste kommen. Um keinen Abschnitt im ganzen Jahresring ranken sich dabei die Vorstellungen und Gebräuche dichter als um die Weihnachtszeit, um die der Wintersonnenwende vorausgehenden und folgenden Tage. Mystische Vorstellungen aus der Zeit unserer Altvordern und Gebräuche, die sich, nach Landschaft und Stammescharakter der Bewohner verschieden, im Laufe der Jahrhunderte herausgebildet haben, sind zum Teil noch heute erhalten und finden gerade jetzt, wo wir uns wieder bewußt die Pflege wertvollen deutschen Brauchtums angelegen sein lassen, erhöhtes Verständnis und besondere Würdigung.

Die meist verbreitete Sitte der Vorweihnachtszeit, das Schmücken und Aufhängen des Adventskranzes, ist heute auch in den Familien der Großstädte üblich. Die Eltern oder Großeltern haben diese Sitte einst aus ihrer Heimat mitgebracht, und als ein Stück bester Überlieferung lebt sie in den Wohnungen städtischer Mietskasernen fort. Vier rote Kerzen versinnbildlichen die Vierjahrtausende lange Zeit, die die Menschheit auf den Erlöser wartete, und wenn am ersten Adventssonntag im trauten Familienkreis das erste Lichtlein angezündet wird und beim würzigen Duft des Tannenkranzes die Flamme knistert, wissen die Kinder, daß Weihnachten nahe ist. Und jeden Sonntag, wenn wieder ein Lichtlein mehr brennt, ist das Christfest näher gerückt.

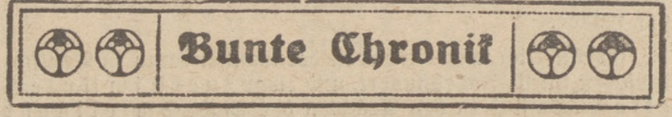
Das Fest des heiligen Andreas am 30. November — manchmal liegt es noch vor der Adventszeit! — beginnt bereits den stimmungsvollen Vorweihnachtszauber. Der heilige Andreas ist der Schutzpatron der heiratslustigen Mädchen, und in der Nacht zum 1. Dezember bitten diese ihn, ihnen das Bild ihres Zukünftigen zu zeigen. Hier tritt bereits die bunte Mischung heidnischer Mythologie und christlicher Vorstellungen zutage, die um dieselbe Zeit das Märchen von der Frau Holle in der Dämmerstunde den Kindern erzählt, die wissen, daß Frau Holle, die Schützerin der Liebespaare, „die Betten schüttelt“, wenn draußen die Schneeflocken fallen. Der heilige Nikolaus, der allein oder in Begleitung seines Knechtes Ruprecht in West- und Süddeutschland mit einem Sack voll Gaben und einer Rute durch die Dörfer geht, unfolgsame Kinder bestraft und brave belohnt, ist der christliche Nachfahr Wotans, der zur Zeit der Wintersonnenwende auf einem weißen Roß durch die Lüfte fährt und heute noch in den Ländern Skandinaviens und an der Ost- und Nordseeküste um die Weihnachtszeit als „Schimmelreiter“ zu sehen ist. Wotans Gemahlin, Freya, die Beschützerin der Liebe, hat sich mancherorts in der Vorstellung der Frau Holle erhalten. In Schwaben wird der „Schimmelreiter“ durch einen Burschen symbolisiert, dem auf die Brust ein Sieb mit einer Stange, an deren Spitze ein Pferdekopf befestigt, gebunden wird, und der dann als „Pelzmärte“ oder „Buzegraale“ durch die Dörfer zieht. Lustiger Mummenschwanz hat hier die ernste Sage im Volksbrauch gewandelt. Adventsspiele, bei denen der heilige Nikolaus und sein Knecht Ruprecht mitwirken, werden in allen Gegenden Deutschlands in den Dörfern aufgeführt, und unter Anteilnahme aller Bewohner enden sie manchmal recht lustig.

Von besonderer Bedeutung ist ferner der Thomastag (21. 12.). An diesem Tage werden Äpfel und Nüsse als Orakel befragt, und gern glaubt man ihren geheimen Zeichen, — wenn sie günstig ausfallen. Der Apfel war einst Freya, der Götin der Liebe und Fruchtbarkeit, als Sinnbild ewiger Jugendfrische heilig. Zerschneidet man am Thomastage eine solche Frucht und zählt die Apfelkerne, so gibt es bald eine Hochzeit, wenn ihre Zahl durch zwei teilbar ist. Nüsse werden in zwei gleiche Teile gespalten und ausgehöhlt. Dann stellt man in diese so hergestellten „Schiffchen“ je eine Kerze, kerbt in ein Fahrzeug seinen eigenen, in das andere den Namen seines Liebsten und läßt beide in einer Wanne schwimmen. Treffen die beiden Schifflein „auf hoher See“ zusammen, so steht baldige Vereinigung des Paares in Aussicht, streben sie aber auseinander, so bedeutet das Untreue und baldiges Ende der Freundschaft. Das „Schiffchen-Orakel“ wird in manchen Gegenden auch am Heiligen Abend in Gegenwart der ganzen Familie befragt.

Die „Heiligen Zwölf Nächte“ (vom 25. Dezember bis zum 6. Januar), deren zahlreiche teils fromme, teils ausgelassene Volksbräuche das Auferstehen der Sonne von ihrem tiefsten Stand feiern und zu viel Aberglauben und geheimnisvollem Spuk Anlaß geben, beginnen z. B. in Tirol schon mit dem tollen Treiben der „Rauhnacht“ am Heiligen Abend. Doch gehören sie eigentlich nicht mehr zu den Sitten der Vorweihnachtszeit.

Wie derartige Volksbräuche auch durch Übertreibung geschädigt und z. T. um ihren tieferen Sinn gebracht werden können, zeigt z. B. die 1670 erschienene Schrift „Die Christlarven“ von Dreßler, in der folgendes steht: „Der Heilige Abend wird zum Lauff- und Sauffabend. Die Gassen sind voll thörichter Irrwische, voll Büberey und Muthwillen, und das währet durch die liebe Nacht.“ Auch eine Reihe von Chroniken wendet sich gegen die Ausartungen des Mutwillens und des Aberglaubens, und Herzog Gustav Adolf von Mecklenburg beschloß im Jahre 1682, „daß solche repraesentatio scandalosa mit allen ärgerlichen Ceremonien bei ernstem Straff gänzlich abgetan und durchaus bei Adel und Unadel verbotten seyn soll“.

Uns haben heute die überlieferten Bräuche zwar oft nichts mehr zu sagen; aber in ihrer verinnerlichten Form sind sie uns ein traditionsgeheiligtes Erbe unserer Vorfahren, das wir hüten und pflegen wollen. R.



Der Mensch altert — durch Strahlen.

Seit Jahren beschäftigt sich die Wissenschaft mit dem Problem der Höhenstrahlen, deren Geheimnis bis heute noch nicht enträtselt werden konnte. Zur Erforschung dieser Strahlen werden Versuche sowohl in Laboratorien wie im Hochgebirge und auf Luftfahrten vorgenommen. Messungen haben ergeben, daß die Energie der Höhenstrahlen so groß ist, daß sie noch in einer Erdtiefe von 1000 Metern in Bergwerken nachgewiesen werden konnten. Ebenso wären die Strahlen demnach in der Lage, eine 100 Meter dicke Eisenplatte ohne Schwierigkeit zu durchdringen. Die Wissenschaftler haben sich seit langem mit der Frage beschäftigt, welche Wirkung diese außerordentlich intensiven Höhenstrahlen wohl auf den menschlichen Körper hätten. Man hat festgestellt, daß in der Stunde 39 Höhenstrahlen auf einen Quadratzentimeter auftreffen. Demnach würde der Mensch täglich ungefähr von 100 Millionen Höhenstrahlen getroffen. Neuerdings wird angenommen, daß diese Strahlen möglicherweise den Prozeß des Alterns im menschlichen Körper hervorrufen, da durch ihre Einwirkung der Körper sich allmählich verbraucht. Da die restlose Klärung der Bedeutung der Höhenstrahlen bisher nicht gelang, bleibt der Wissenschaft noch immer die Aufgabe, das Geheimnis zu erforschen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.